



Leseprobe

Ingrid Carlberg

Marionetten

Eine kurze Geschichte der politischen Propaganda von der Oktoberrevolution bis heute

»Hochaktuell und spannend wie ein Thriller.« *Svenska Dagbladet*

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 29. April 2026

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Autor*in

Zum Buch

Vom Erfinder der politischen Propaganda zu den Strippenziehern unserer Zeit

Während ihrer langjährigen Tätigkeit als Journalistin sieht sich die schwedische Autorin Ingrid Carlberg immer wieder mit Fake News, Desinformationskampagnen und politischer Propaganda konfrontiert. In *Marionetten* begibt sie sich auf die Suche nach deren Wurzeln, bis hin zu den Anfängen der Massenkommunikation, und wirft zugleich ein Licht auf die modernen Mechanismen der Meinungsmache. Im Zentrum steht der deutsche Sozialist Willi Münzenberg, dessen Talent nicht nur Lenin und Stalin zugutekam. Mit seinem Medienimperium, aufgebaut in der Weimarer Republik, hat er den Werkzeugkasten der politischen Propaganda definiert. Seine Methoden werden bis heute kopiert. Um die Verstrickungen zwischen privater, unternehmerischer und staatlicher Meinungslenkung offenzulegen, hat die vielfach ausgezeichnete Journalistin Ingrid Carlberg in zahlreichen Archiven recherchiert. Denn nur fundiertes Wissen hilft, zwischen Fakten und Fiktion zu unterscheiden.



Autor

Ingrid Carlberg

Ingrid Carlberg, Jahrgang 1961, ist Autorin und Journalistin. Sie schrieb von 1990 bis 2010 für die große schwedische Tageszeitung *Dagens Nyheter* und erhielt für ihre Arbeit zahlreiche Auszeichnungen, darunter auch die Ehrendoktorwürde der Universität Uppsala sowie 2013 den Axel-Hirsch-Preis der Schwedischen Akademie. Ihre Biografie über Raoul Wallenberg wurde 2012 mit dem August-Preis für

INGRID CARLBERG • MARIONETTEN

INGRID CARLBERG

MARIONETTEN

Eine kurze Geschichte
der politischen Propaganda von der
Oktoberrevolution bis heute

*Aus dem Schwedischen
von Susanne Dahmann*

btb

*Für meine Töchter
Johanna und Sara*

INHALT

Prolog	13
------------------	----

TEIL I

Kapitel 1 – Die Macht	21
<i>»Und man fragt sich manchmal, wer das eigentlich bezahlt.«</i>	
Kapitel 2 – Das Geld	51
<i>»Wir haben massenhaft Geld zu unserer Verfügung.«</i>	
Kapitel 3 – Die Internationale	76
<i>»Die ganze Zusammenkunft hatte etwas Künstliches.«</i>	
Kapitel 4 – Die Unabhängigkeit?	99
<i>»Alles, was ich sagen kann, ist, dass diese Summen höchst bedeutend waren.«</i>	

TEIL II

Kapitel 5 – Der Kompromiss	137
<i>»Wir sind hauptsächlich dazu da, eine umfassende Propagandaarbeit zu leisten.«</i>	

Kapitel 6 – Der Konzern	167
»Ich habe meine Arbeit für die Sowjets nicht als ein Geschäft betrachtet, sondern als einen Vertrauensauftrag.«	
Kapitel 7 – Die Kampagne	197
»Ich bin nur als Sozialist gereist, um zu sehen, wie die Dinge dort drüben stehen.«	
Kapitel 8 – Die Fabrik	221
»Diese Menschen glauben tatsächlich, dass sie das alles selbst zustande bringen.«	
Kapitel 9 – Der Volkssturm	244
»Und man fragt sich manchmal, wer das eigentlich bezahlt.« (II)	
Kapitel 10 – Der Weltkongress	283
»... die Hetz- und Lügenkampagne gegen die Sowjetunion bekämpfen!«	

TEIL III

Kapitel 11 – Der Reichstag	321
»Das Einzige, was wir mit Sicherheit wussten, war, dass irgendwelche Nazikreise es irgendwie zustande gebracht hatten, das Gebäude abbrennen zu lassen.«	
Kapitel 12 – »Volksfeind«	359
»Ein Volksfeind ist nicht nur ein Saboteur, sondern jemand, der daran zweifelt, dass die Linie der Partei die richtige ist.«	
Kapitel 13 – Die Kriegspropaganda	380
»Mach, daß die Welt vor Entsetzen das Maul aufreißt.«	

Kapitel 14 – Der Verrat	415
<i>»Ich muss wohl kaum erwähnen, dass ich fast den Verstand verloren habe und wie gelähmt bin.«</i>	
Kapitel 15 – Münzenberg lebt weiter	447
<i>»Unkonventionelle Kriegsführung vom Feinsten«</i>	
Epilog	493
Danksagung	503
Quellen und Literatur	507
Anmerkungen	521

Die Welt verfolgte das Schauspiel mit Spannung
und mit demselben begrenzten Verständnis für seinen
wirklichen Inhalt wie kleine Kinder es haben,
wenn sie einen komplizierten Thriller schauen.
Denn die Welt war noch nicht gewöhnt an die Bühnentricks
der totalitären Propaganda und ihre Meuchelmördermethoden.

ARTHUR KOESTLER

Prolog

Stockholm, Dezember 2020

Eine unbarmherzige Dunkelheit hat sich über Schweden und Stockholm gesenkt. Nur wenige Schattengestalten kämpfen sich vornübergebeugt in dem kalten Winterregen vorwärts, der diesmal von Russland hereingezogen ist. Ich gehe etwas schneller und folge der Wegbeschreibung auf meinem Zettel. Ich bin hier, weil ich den Hass leid bin, weil ich all die Lügen leid bin und die Übertreibungen, die einem den Atem rauben. Ich bin hier, weil ich die Netztrolle und die provozierten Empörungen nicht mehr aushalte.

Bevor wir erstickt werden, will ich noch eine Frage für mich beantworten: Was hat uns hierhergebracht?

Alle Versuche, eine Geschichte zu erzählen, müssen irgendwo anfangen, und zu diesem Anfang bin ich unterwegs. Ich habe lange recherchiert, denn es ist eine schwierige Geschichte. Ich werde nicht nur ein einzelnes Lebensschicksal schildern, keine außerordentliche Blutfehde beschreiben, und ich kann nur in Ausnahmefällen mit wilden Leidenschaften locken. Und die Personen, die in meine Geschichte hineingeraten, mögen vielleicht keine Engel sein, aber sie sind auch keine bösen, raubeinigen Schurken.

Die Wahrheit ist, dass die meisten gar nicht wussten, was da eigentlich vor sich ging. Sie können ihre Rolle in dem Spiel zwar nicht leugnen, doch waren sie zunächst einmal von der starken

persönlichen Überzeugung getrieben, dass das, was sie taten, unter den damals herrschenden Umständen das Beste für die Welt wäre (ja, und möglicherweise auch für die private Ökonomie).

Die Fäden? Ich nehme an, dass die meisten gar keine Fäden gesehen haben. Oder dass sie, wenn sie denn welche erahnten, lieber die Augen geschlossen haben. Denn alle gerieten sie schließlich in die Fänge einer sehr speziellen Propagandastrategie, die ja gerade darauf aus war, jeden Hinweis auf eine existierende Strategie zu verwischen.

Es versteht sich von selbst, dass die Geschichte eben dieser Operationen schwer einzufangen ist. Aber ich habe mich entschlossen, es dennoch zu versuchen.

Der Regen nimmt zu. Ich ziehe die Kapuze über und gehe weiter. Inzwischen muss man es fast als Tatsache bezeichnen, dass dieses Übel meist von Osten hereinweht, aber natürlich weiß ich sehr gut, dass auch westliche Winde höchst betörende Nebelschleier mit sich bringen können. Wäre nicht das Mysterium mit den vergessenen Marionetten gewesen, dann hätte ich mich wahrscheinlich niemals in das scheußliche Wetter hinausbegeben.

Vor nicht allzu langer Zeit besaß Stockholm noch ein Marionettenmuseum, das weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt und gepriesen war. Ich verstehe, warum. Das Museum muss ein märchenhaftes Erlebnis gewesen sein, Hunderte handgemachter Marionetten aus unterschiedlichen Kulturen und Epochen, alle in ihren szenischen Zusammenhängen platziert. Ein Don Quichote, das Teppichhändlerpaar aus Brechts *Der gute Mensch von Sezuan* und dann die wirklichen Kostbarkeiten: Faust und Mephisto aus der Volkssage, vom Giganten dieser Branche in der Zwischenkriegszeit, dem deutschen Puppenmacher Harro Siegel, aus Pappmaché geformt. Hier hatte sich der Regisseur Ingmar Bergman die suggestiven Marionetten ausgeliehen, die im Film *Fanny und Alexander* vorkommen.

Nun ist das Marionettenmuseum seit Langem geschlossen. Ich verfluche mich selbst, dass ich die Chance verpasst habe. Es war fast unmöglich, die vielen unschätzbaren Marionetten ausfindig zu machen. Eine Ewigkeit hat es gedauert, bis ich überhaupt die Fäden zu fassen bekam.

Da ist der Eingang.

Ich erinnere mich noch, wie frustriert ich war, denn schon seit einiger Zeit hatte ich nur noch Marionetten im Kopf. Ich hatte gerade über Wladislaw Surkow gelesen, den vermeintlichen Regisseur hinter der Propagandastrategie des russischen Präsidenten Wladimir Putin. Dass Surkow eine Vergangenheit im Theater hatte, war eine interessante Information, doch nicht genug: Putins Strategie soll einmal mit den handgemachten Puppen seiner damaligen Ehefrau ein Marionettenmuseum begründet haben.

Alle Geschichten müssen irgendwo anfangen. In dieser Sache scheinen wir derselben Meinung zu sein, Wladislaw Surkow und ich.

»Russland spielt mit der westlichen Welt«, wie er es einmal ausdrückte. »Im Westen wissen sie nicht, wie sie mit ihren veränderten Vorstellungswelten umgehen sollen.«¹

Wie sind wir hier gelandet? Die Frage verfolgt mich, und jetzt bin ich angekommen. Ich lese den Zettel, der im Regen bald nass wird. »Gehen Sie durchs Haus und dann hinaus auf den Hinterhof.«

Ich tippe den Türcode ein.

Der Marionettenmeister Michael Meschke steht in der Tür zum Hinterhaus. Aus den Fenstern leuchtet mir ein einladendes Licht entgegen. Meschke ist fast neunzig Jahre alt. Kaum jemand auf der Welt weiß mehr über die Magie des Marionettentheaters.

»Leben zu schenken, wo es keins gibt«, formuliert er bereits

in der Diele. »Mit toter Materie die Illusion einer Wirklichkeit schaffen.«

Wir setzen uns an den Esstisch, und Michael zeigt mir seine Überraschung. Die ganze Wand hinter ihm ist mit seinen eigenen selbst gebauten Marionetten bedeckt, wie sie auch im Museum gezeigt wurden. Marionetten in allen Größen baumeln an Fäden aus gewachstem Sattlergarn von ihrem Holzkreuz. Ich sehe die schöne Antigone und König Kreon aus Sophokles' Tragödie, in einer Ecke den Clown Klein Zaches aus *Hoffmanns Erzählungen*.

Michael Meschke erzählt von dem Augenblick, als er sich für die Marionetten entschied. Als junger Erwachsener reiste er direkt nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges per Anhalter durch ein kriegszerstörtes Europa. Er war von den fantastischen Marionettentheatern der Vorkriegszeit fasziniert und wollte herausfinden, was mit ihnen geschehen war. In einer zerbombten Werkstatt in Braunschweig schließlich fand er den legendären Puppenmacher Harro Siegel. Vom Krieg schwer beeinträchtigt, saß er in einer Ecke und formte einen Holzelefanten. Von den zerborstenen Dachsparren hingen die ausdrucksvollen Marionetten zu *Faust*, dem Drama über den Mann der Wissenschaft, der seine Seele dem Teufel verkauft.

»Ich war wie verhext. Ich begriff, dass ich dem Meister begegnet war«, erzählt Michael Meschke.

Schon bald war er als Siegels Schüler zurück, und einige Jahre später wurde das Marionettentheater in Stockholm geboren.

Meschke holt einen Haken und hebt sein Alter Ego aus Glanzzeiten herunter, die Jungenpuppe Benjamin. Geübt manövriert er die Marionette, ordnet das Gitter aus Fäden, die am Spielkreuz befestigt sind, und lässt ihn mit den Füßen den Boden berühren.

Marionettenfäden sind meist schwarz, damit sie nicht zu sehen sind. Niemand soll ahnen, dass ein Puppenspieler das alles von einer Brücke oberhalb der Bühne aus lenkt. Michael Meschke

hat ein paar seiner besten Tricks offengelegt. »Obwohl die Hände von oben mithilfe der Fäden gelenkt werden, ist man doch bemüht, den Eindruck zu vermitteln, als würde die Bewegung aus dem Körper entstehen. Ein zusätzlicher Faden am Oberarm erleichtert das.«

Meschke hat mit der Zeit die Geheimnistuerei aufgegeben und nennt sich scherzhaft »das schwarze Schaf Europas«, weil er sich am Ende entschied, gegen alle Regeln zu verstoßen und auch diejenigen zu zeigen, die an den Fäden der Marionetten ziehen.

»Die Marionette ist ein poetisches Instrument, ein wenig, als würde man Harfe spielen. Und eine Harfenistin versteckt doch ihre Saiten nicht, oder?«

Manchmal ließ Michael Meschke Schauspieler zusammen mit den Marionetten spielen. Damit vermischte er, wie er es ausdrückt, die willensgesteuerten Rollendarstellungen mit den aus der Ferne gelenkten, um einen noch stärkeren Effekt zu erzeugen. Meschke war von Bertolt Brecht inspiriert, der im Laufe eines Stücks gern die Illusion durchbrach und die Schauspieler sich direkt ans Publikum wenden ließ. Brecht fand, dass man die Zuschauer daran erinnern sollte, dass sie im Theater waren und einem Geschehen folgten, das in Szene gesetzt worden war.

Das Theater durfte nicht so wirklich werden, dass die Leute glaubten, alles, was sie dort sahen, würde tatsächlich passieren.

Michael Meschke hat keine Ahnung, was ich mir vorgenommen habe, und ich weiß ja kaum selbst, wie die komplexe Welt strategischer Inszenierungen, die ich zu verstehen versuche, aussieht. Aber als ich mich verabschiede, holt er eine Rolle schwarzen gewachsenen Sattlergarns hervor.

Ich weiß nur, dass ich meine Geschichte in einem Europa kurz vor der Russischen Revolution 1917 beginnen will, und dass hier und jetzt, vor Michael Meschkens Marionetten, meine Reise in die Geheimnisse der versteckten Propaganda beginnt. Sie soll mich

PROLOG

von den Lügen und Manipulationen in der jungen Sowjetunion bis zu den viralen Hasskampagnen und gezielt platzierten Fake News der Gegenwart führen.

Schweigend beobachte ich Meschke, der ein kleines Stück von dem schwarzen Faden abschneidet.

»Ohne den hier dürfen Sie nicht gehen. Betrachten Sie ihn als Rettungsleine!«

TEIL I

Kapitel 1

DIE MACHT

Manche behaupten, alles habe mit Willi Münzenberg begonnen. So weit will ich nicht gehen, aber doch war er in vieler Hinsicht der Mann, der den Weg wies. Verfolgt man die Fäden der Geschichte von den Trollfabriken und den manipulierten Gesellschaftsdebatten unserer Gegenwart zurück, dann kommt man an ihm kaum vorbei.

Willi Münzenberg stand Wladimir Lenin nahe und lange auch Josef Stalin. Viele Jahre lang steuerte er aus der Ferne ein internationales Propagandaimperium, wie es die Welt noch nie zuvor gesehen hatte.

Er wurde 1889 in Erfurt geboren und hieß eigentlich Wilhelm Münzenberg, doch wer ihn kannte, nannte ihn nie anders als Willi. Als Person konnte man ihn unmöglich ignorieren. In den Schilderungen, die es gibt, betritt Willi intensiv lebendig, als eine charismatische Ideenkanone mit dem Bewegungsmuster eines Panzers, den Raum.

Als alles unwiederbringlich zu Ende war, erstaunten sich viele darüber, wie ein Mann seines Kalibers fast völlig aus der Geschichte verschwinden konnte. Er selbst hätte natürlich alles durchschaut, hätte laut dagegen protestiert, wie starke Kräfte Lügen um seinen Tod verbreiteten und dadurch versuchten, das,

was er einst geschaffen hatte, aus dem Archiv der Erinnerungen auszulöschen.

Die französischen Jäger, die Willi Münzenbergs Leiche im Oktober 1940 in einem Waldgebiet westlich von Grenoble fanden, hatten keine Ahnung, wer er war. Sie fanden den Toten auf dem Rücken liegend, mit gebeugten Knien am Fuß einer alten Eiche. Sein grauer Nadelstreifenanzug schien intakt, der Hut neben ihm ebenso. Ansonsten war die Verwesung schon weit fortgeschritten.

Um den Hals des Toten lag ein abgerissenes Seil, dessen anderes Ende von einem der Äste der Eiche baumelte.

»Wahrscheinlich Selbstmord«, sagten die Jäger, die Polizisten und Münzenbergs Feinde.

»Mord. Zweifellos Mord«, sagten seine Freunde, die mit dem Verhältnis der Bolschewiki zur Wahrheit vertraut waren.

Entscheidend war ja immer, wie die Dinge aussahen, und nicht, wie es sich in Wirklichkeit verhielt.

Wie also war er dort gelandet?

*

Im Revolutionsjahr 1917 wird Willi Münzenberg siebenundzwanzig Jahre alt. Er ist ein rebellischer deutscher Jungsozialist, der ins Exil in die Schweiz gezwungen wurde. Die problematische und elende Jugend prägt ihn immer noch. Seine Mutter starb, als er vier Jahre alt war, und der Vater, ein verarmter Wirtshausesitzer, erschoss sich versehentlich selbst im Suff, als der Sohn halbwüchsig war. Schulbesuche geschahen nur unzusammenhängend, und Willi musste sich seither mit kleineren Jobs durchschlagen, der letzte währte ein wenig länger in einer Schuhfabrik in seiner Heimatstadt Erfurt.

Als Kind lockte ihn das Theater, und er lebt immer noch sehr stark seine dramatische Ader, die er mit einem flammenden,

manchmal lichterloh brennenden und militanten politischen Engagement kombiniert. Seine Reden glühen. Sein Charisma wirkt anziehend, aber es gab auch eine Reihe gewaltsamer Aufläufe und Verhaftungen, und so ist er im schweizerischen Zürich gelandet.

Draußen tobt ein Weltkrieg, und in Zürich ist Münzenberg nicht der einzige militante Sozialist im Exil. Der Krieg hat den schweizerischen Staat zu einem multinationalen Bienenkorb voller Linkssozialisten, Bolschewiki und Kriegsverweigerern gemacht. Die meisten sind des Landes verwiesen worden oder aus unterschiedlichen politischen Gründen auf der Flucht. Willi Münzenberg hat sich in diesen Kreisen einen Namen gemacht und dies vor allen Dingen bei den Exilrussen. Sein Ruf, ein ungewöhnliches Talent für revolutionäre Propaganda zu besitzen, hat sich in politischen Theaterstücken, Zeitungsprojekten und auf großen Konferenzen manifestiert und ihn in den engen Kreis des zwanzig Jahre älteren Exilrussen und Bolschewiken Wladimir Iljitsch Lenin geführt. In der letzten Zeit haben sie sich oft getroffen, haben Pläne geschmiedet und in der rauchgeschwängerten Luft der Stammkneipe »Eintracht« konspiriert.

Die Exilrussen sind beeindruckt von Willi Münzenbergs Visionen und von dem internationalen Netzwerk junger Linkssozialisten, das er innerhalb kürzester Zeit hat aufbauen können – und das entgegen allen Erwartungen so aussieht, als würde es den Krieg überleben. Lenin ist der Ansicht, dass Münzenberg die Bolschewiki mit zumindest dem Funken der breiten Unterstützung des Volkes versehen hat, der ihnen bis dahin fehlte. Kurz gesagt: mit einer politischen Basis. Drüben in Russland gibt es die fast nicht. Noch nicht.

Im März 1917 erreicht die Exilrussen die Nachricht, dass der russische Zar Nikolaus II. nach Hungerdemonstrationen, Generalstreiks und Armeerevolte abgedankt hat. Eine provisorische

Regierung ist eingesetzt worden. Die Bolschewiki erwischen das völlig unvorbereitet, und sie haben es nun sehr eilig, nach Hause zu kommen. Soll das hier Revolution genannt werden?, fragt Lenin. Er verurteilt die provisorische Regierung als »englisch-französische Kapitalistenagenten«, weil sie den Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn fortsetzen will. Lenin selbst will unmittelbaren Frieden an der Ostfront haben, um alle Kraft für seine eigene Revolution aufwenden zu können.

Seine Pläne stehen fest. Deshalb müssen die Bolschewiki so schnell es nur geht nach Hause in die russische Hauptstadt Petrograd, wie Sankt Petersburg seit Beginn des Ersten Weltkrieges heißt. Dort angekommen werden sie die echte kommunistische Revolution in Fahrt bringen, die erste richtige Revolution, die den Funken zünden lassen wird. Wladimir Lenin genügt Russland allein nämlich nicht. Sein alles überschattendes Ziel ist die Weltrevolution, in der ein Land nach dem anderen wie ein Dominostein umfällt.

*

Am Ostermontag, dem 9. April 1917, treffen sich Lenin und seine engsten Begleiter auf dem Bahnhof in Zürich. Sie schleppen Samoware in ihre Abteile. Willi Münzenberg ist auch vor Ort, doch als kurz nach Mittag der Zug mit den Revolutionären davonrollt, bleibt er einsam auf dem Bahnsteig zurück. Er würde so gerne mit nach Petrograd fahren, doch in der derzeitigen Lage wird das als zu riskant eingeschätzt. In dem Deutschland, das die Bolschewiki auf ihrer Reise zur Revolution durchqueren müssen, ist Willi Münzenberg ein gejagter junger Mann. Dieses Schicksal reduziert ihn in eben dem Augenblick, als das Drama sich verdichtet, die Messer gewetzt werden und Weltgeschichte geschrieben werden soll, auf eine Nebenrolle.

Doch Lenin wird Willi Münzenberg und sein Talent nicht vergessen. Der Führer der Bolschewiki hat erkannt, dass die Weltrevolution, von der er träumt, ohne diesen Mann nicht möglich sein wird. Münzenbergs Bedeutung für Lenin erinnert an den Rechtspopulisten Steve Bannon und die Rolle, die er knapp hundert Jahre später für den amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Donald Trump spielen sollte. Ein Unterschied mag sein, dass Münzenberg sein Propagandaimperium auf eine Strategie gründen wird, die von Anfang an von Lenin selbst geformt ist. Lenin ist selbst kein schlechter Beeinflussungsstrategie. In seinem revolutionären Denken ist die Propaganda fast wichtiger als die Parteiorganisation.

Münzenbergs Daten werden schnell unter den alliierten Nachrichtendiensten herumgereicht. Dort werden sein dunkelblondes Haar und seine breiten Schultern erwähnt. Mehrere Agenten registrieren eine horizontale Narbe auf der rechten Seite der Stirn, und jemand weist darauf hin, dass sein Kopf für einen so kleinen Mann ungewöhnlich groß sei.¹ Im Netz gibt es einige Bilder, und ich blättere in Büchern nach weiteren. Ironischerweise sieht Willi Münzenberg Steve Bannon auch noch ziemlich ähnlich – dasselbe zurückgekämmte Haar, dieselbe etwas viereckige Erscheinung.

Münzenberg und Bannon scheinen auch die Faszination für Lenin gemeinsam zu haben. Der Nationalist Steve Bannon hat sich sogar selbst einmal »Leninist« genannt, wenn auch in strategischen Begriffen. Er sagte, er sei Leninist, weil er genau wie der Revolutionär den Staat demontieren und das Establishment zerstören wolle.²

Willi Münzenberg hingegen, der im April 1917 den Zug der Bolschewiki in der Ferne verschwinden sieht, brennt in erster Linie für den Kommunismus als Idee.

Der April 1917 beginnt unerwartet kalt. Lenin hat einen schwedischen Gaskocher im Abteil, und die Reisegesellschaft nutzt fleißig die Teesamoware. Als ersten Halt haben sie sich für das neutrale Stockholm entschieden. Während der Zug durch Deutschland rumpelt, lesen die Bolschewiki Zeitungen und diskutieren die Strategie. Lenin arbeitet ununterbrochen und schreibt in einem zerfledderten Notizbuch an seinen Aprilthesen über die »Diktatur des Proletariats«. Ein Plan kristallisiert sich heraus, der in Schweden konkrete Form annehmen soll. Lenin will Stockholm zur ersten Auslandsbasis machen. Von dort soll die internationale Propaganda gesteuert werden, so jedenfalls die Überlegung.

Die Kontakte zur schwedischen Hauptstadt waren schon vor der Abreise eng. Nach der Februarrevolution fluchte Lenin laut darüber, dass die Bolschewiki ihr Hauptquartier nicht schon längst, wie einige Jahre zuvor diskutiert, in Stockholm eingerichtet hatten. Dann hätte man es heute nicht so weit nach Hause.

Seit ungefähr einem Monat hat er zumindest einen engen Vertrauten vor Ort, den polnisch-russischen Bolschewiken Jakub Hanecki, der dort unter dem Namen Jakub Fürstenberg unterwegs ist. »Ich bin *außer mir*, weil ich nicht nach Skandinavien reisen kann! Ich werde es *mir niemals verzeihen*, dass ich nicht das Risiko eingegangen bin, bereits 1915 die Reise zu unternehmen«, schrieb Lenin, kurz bevor er die Zusage für die politisch heikle Reise durch das verfeindete Deutschland erhielt, in einem Brief an Fürstenberg. Zeitweilig war Lenin so verzweifelt, dass er ein Foto von sich selbst in einen Buchrücken klebte, nach Stockholm schickte und Fürstenberg bat, ihm einen falschen schwedischen Pass zu besorgen. Er meinte, er könne sich ja eine Perücke kaufen und auf dem Weg den Taubstummen geben. Vielleicht würde man ja einen Schweden finden, der ihm ähnelte? »Lächerlich!«, rief seine Frau Nadeschda Krupskaja, und die Idee wurde verworfen.³

Genau wie Willi Münzenberg hat Lenin Kontakt zu mehreren schwedischen Jungsozialisten. Zwei von ihnen, Zeth »Zäta« Höglund und Ture Nerman, waren im Herbst 1915 im Auftrag des Bolschewikenführers persönlich zu einem mythenumwobenen Anfangstreffen in das Dorf Zimmerwald in der Schweiz geladen worden. Dort, der Weltkrieg währte bereits ein Jahr, versammelten die Exilrussen zum ersten Mal Linkssozialisten aus mehreren Ländern zu einer Konferenz. Die radikalsten Teilnehmer, darunter Höglund und Nerman, schlossen sich Lenin und seiner Forderung nach sofortigem Frieden an, um den Weg für die kommunistische Machtübernahme zu bahnen. Die Leningruppe war nicht groß, doch nach der Konferenz wurde dieser immer noch bescheidene internationale Kreis die »Zimmerwalder Linke« genannt.

Lenin hat inzwischen über einen Freund in der Schweiz ein Telegramm an einige Schweden auf den Weg gebracht, die zu dieser Gruppe gerechnet werden. Er hat sie gebeten, sich am Fähranleger in Trelleborg mit ihm zu treffen.

Eine wesentliche Ausrichtung der neuen revolutionären Propagandastrategie ist bereits vor Ort festzustellen. Ausgerechnet die Zugreise nach Stockholm ist nämlich eine Herausforderung, die in der Öffentlichkeit verschleiert werden muss. Lenin hat kein Problem damit. Für ihn sind Begriffe wie Wahrheit und Moral relativ und immer den politischen Zielen untergeordnet. Wenn eine Lüge oder eine Halbwahrheit der Revolution besser dient, dann besitzt sie ganz einfach mehr Legitimität als die Wahrheit, ist also, wenn man so will, in bolschewistischer Hinsicht »wahrer«.

In der Schweiz hatte Lenin nur wenig Geld zur Verfügung. Die Pamphlete des Bolschewistenführers brachten nicht viel ein, seine Vorträge über den Sozialismus noch deutlich weniger. In ihrer letzten Zeit in Zürich lebten er und seine Ehefrau Nadeschda unter ärmlichen Bedingungen. Willi Münzenberg sollte Freunden später erzählen, dass es in dem dunklen Untermietzimmer des Paares auf der Spiegelgasse so eng war, dass die zwei bis drei Besucher, die überhaupt Platz fanden, sich seitwärts bewegen mussten. Auch die Wurstfabrik auf dem Innenhof machte sich stets bemerkbar, selbst wenn man das einzige Fenster der Kammer geschlossen hielt. Laut Münzenberg drang »ein süßlicher Gestank von Blut und Eingeweiden durch alle Ritzen«.⁴

Von außen betrachtet tritt Lenin auch die Reise nach Petrograd als armer Mann an. Das Bild, das hier verbreitet wird, ist das eines Proletariers, der sich selbst für das Dritte-Klasse-Ticket das Geld zusammenbetteln muss. Doch kurz vor der Abreise hat der Bolschewikenführer in einem Brief ganz andere Signale gesendet: »Spare keine Mittel, um die Beziehungen zwischen Petrograd und Stockholm aufrechtzuerhalten«, schreibt er am 30. März 1917 an Jakob Fürstenberg in Stockholm.

Spare keine Mittel? Hier wird ein interessantes Spiel hinter den Kulissen sichtbar. Geld ist vorhanden, und es würde der Revolution offenbar nicht dienen, wenn das bekannt würde. Deshalb musste es verborgen werden, falls nötig, mit einer glatten Lüge. Die Bolschewiki finden das, wie gesagt, nicht moralisch verwerflich.

Dieses Theaterstück wird schon ein paar Jahre so gespielt, und denjenigen, die Einblick haben, fällt es allmählich schwer, Fakten von Fiktion zu trennen. Welche Lüge gilt jetzt als Wahrheit? Und welche eigentliche Wahrheit ist es, die versteckt werden soll? Diese Verwirrung wird zukünftig in vielen der Unternehmungen der Bolschewiki immer wieder auftreten.

Heute, hundert Jahre später, liegen ausreichend viele Manuskripte auf dem Tisch, zuvor verborgene Wahrheiten sind enthüllt und etabliert worden. Das macht die Geschichte dieser historischen Maskeraden allerdings nicht weniger interessant.

*

Im Zentrum des falschen Spiels über Lenins Geld 1917 steht ein deutscher Publizist namens Alexander Helphand. Helphand, der auch Parvus genannt wird, ist ein fünfzigjähriger Sozialist, der nach langen Jahren des übermäßigen Konsums von Champagner, Zigarren und Sexorgien in teuren Hotels Imageprobleme hat.

Lenin und Helphand kennen einander seit der Jahrhundertwende. Sie sind sich während Lenins früher Jahre im Münchner Exil begegnet, wo sie unter anderem gemeinsam eine Zeitung herausgaben. Seither hat Lenin offiziell mit Helphand gebrochen, der nach seinem Geschmack sowohl vulgär geworden war als auch politisch schwach – mehr Reformist als wahrer Revolutionär. Doch nun betreibt der alte Kompagnon schon eine Weile eine besonders interessante Idee, die abzulehnen Lenin zunehmend schwerfällt. Wenn das Ziel immer die Mittel heiligt, dann kann man doch sehr gut mit dem Teufel verhandeln – hier in Gestalt von Russlands Feind Deutschland. Wenn nur der Verrat im Verborgenen geschieht.

Mit seinen guten diplomatischen Kontakten ist es Helphand gelungen, dem im Weltkrieg stark unter Druck stehenden Deutschen Reich den Gedanken zu verkaufen, dass es bei einem Chaos in Russland und einem Umsturz der russischen Gesellschaft von genau der Art, wie es Lenin vorschwebt, nur gewinnen kann. Zudem wollen die Bolschewiki ja Russland aus dem Krieg ziehen, um sich auf die Revolution konzentrieren zu können. Das

würde die Deutschen mit einem Schlag von der Bedrohung an der Ostfront befreien.

Die Verhandlungen wurden diskret und erfolgreich geführt. Sechs Tage bevor der Zug der Bolschewiki Richtung Petrograd losrollte, beschloss das deutsche Finanzministerium, fünf Millionen deutsche Goldmark (ungefähr 6,4 Million Euro heute) für die revolutionären Pläne zur Verfügung zu stellen, und im Laufe des Jahres war noch mehr zu erwarten. Die Beteiligten sollten im Lauf der Zeit einräumen, dass das Deutsche Reich im Laufe des Jahres 1917 zusammengekommen fünfzig Millionen Goldmark insgeheim in Lenins Staatsstreich investierte.

Die Deutschen haben auch einen Zug zur Verfügung gestellt. Allein diese Geste kann schon als Verrat betrachtet werden und als Beweis dafür, dass die Exilrussen mit Lenin an der Spitze nach der Pfeife des Feindes tanzen. Um alle solche Gerüchte zu ersticken, gilt ein besonderes Versprechen: Während der Fahrt durch Deutschland sollen in den Abteilen der Bolschewiki »extraterritoriale Rechte« herrschen. Alle, die mit Lenin reisen, sind diplomatisch immun und dürfen nicht von irgendwelchen Repräsentanten des Feindes bedrängt werden.

Alexander »Parvus« Helphand hatte die Idee, die Bolschewiki zu unterstützen, bereits 1915 im deutschen Außenministerium platziert. Die erste Auszahlung zu diesem Zweck belief sich auf 1 Million Mark. Helphand betreibt seither eine Handels- und Exportfirma in Kopenhagen, die in Wirklichkeit Deckmantel für weitere wirtschaftliche Unterstützung der Bolschewiki ist. Öffentlich hält Lenin an seinem Widerwillen gegen Helphand fest, doch inzwischen ist das meist Theater. Sein Vertrauter Jakob Fürstenberg wurde sogar nach Kopenhagen geschickt, um Helphand zu unterstützen, ehe er dann im Februar 1917 nach Stockholm versetzt wurde. Da war das Handelsunternehmen auf achtzehn Angestellte gewachsen, die offiziell nur mit Ge-

schäften in Russland zu tun hatten. Ein deutscher Diplomat, der Helphand und Fürstenberg in Kopenhagen besuchte, stellte fest, dass der geheime Auftrag so diskret durchgeführt wurde, »dass nicht einmal die Herren, die für die genannte Organisation arbeiten, begriffen haben, dass unsere Regierung hinter alldem steht«. ⁵

Weder Alexander Helphand noch Jakub Fürstenberg sind in der Revolutionären Front 1917 sichtbar, nichtsdestoweniger haben sie wichtige Rollen in dem weltgeschichtlichen Drama inne, das vor der Tür steht. In vieler Hinsicht sind sie einander gegensätzlich. Während Helphand für sein Doppelkinn und seine Provokationen bekannt ist, tritt Fürstenberg in Erscheinung und Verhalten diskret auf. Fürstenberg ist jedoch mindestens ebenso gerissen. Er wird als eine Mischung aus Fuchs und Arbeitspferd beschrieben, als ein geübter Lügner und »ein verschwiegener und loyaler Konspirateur [...] vollkommen im Stande zwei oder mehr Rollen gleichzeitig zu spielen«. ⁶

In der nächsten Zeit wird Lenin öffentlich seine Beziehung zu beiden verleugnen, wenn auch, was den äußerst nützlichen Fürstenberg betrifft, nur temporär. Der Bolschewistenführer ist gut darin, Freundschaften wegzuzaubern, wenn nötig. Unter anderem deshalb arbeitet er gerne insgeheim durch Unterhändler. Wenn die Sache zu heiß wird, hat man immer noch die Möglichkeit, alles Wissen darüber, was die Lakaïen angestellt haben, zu verleugnen. Die Indizien können nie belastend sein. Solange ein Beweis für die letzte Verbindung bis zu Lenin fehlt, ist der Weg offen für ein todsicheres Dementi.

Diese Strategie sollte zum tragenden Element der sowjetischen Propaganda werden. Mit der Zeit wird allerdings *plausible deniability*, die »Möglichkeit, glaubwürdig zu leugnen«, als ein zentraler Begriff auch in den internationalen Operationen der Nachrichtendienste anderer Länder auftauchen. Alle belas-

tenden Verbindungen zu möglichen Marionetten, alles Wissen darüber, wer eigentlich die Fäden führt, muss dementiert werden können.

Willi Münzenberg wird diese Strategie, die Kunst, Propaganda an unsichtbaren Fäden zu lenken, auf ein höheres Niveau tragen. Er wird das politische Theater umkrempeln, sowohl seinen Umfang als auch seinen Inhalt. Die darunterliegende Devise bleibt dieselbe: Wichtig ist nicht, wie es wirklich ist, sondern wie es zu sein scheint.

*

Der Zug der Bolschewiki bewegt sich durch ein im lodernden Weltkrieg begriffenes Europa. Es ist nicht nur der blutigste Krieg denn je, sondern darüber hinaus auch der erste mit einem fast ebenso intensiven Informationskrieg als zusätzlichem Akkord. Danach werden einige Historiker behaupten, es sei die Propaganda gewesen, die den Krieg entschied, und sie sei zu einer eigenen Waffe geworden. Flugblätter werden in Luftballons über Feindesland geschickt, Werbeplakate schreien die jüngsten patriotischen Übertreibungen heraus, alle denkbaren verzerrten Schreckensberichte werden über die Welt gekabelt, und das sogar in seriösen Publikationen. So behauptete etwa die britische Zeitung *The Times* auf ihrer ersten Seite, die Deutschen würden aus toten Soldaten Schweinefutter machen.

Auf diesem besonderen Schlachtfeld des Krieges feiern England und die USA große Triumphe. Deutschland und das zaristische Russland dienen mehr als die Wendetonnen bei dieser Regatta. »Wir wurden von der Propaganda des Feindes hypnotisiert wie Kaninchen vor der Schlange«, sollte der deutsche General Erich Ludendorff später eingestehen.⁷

Diese neue Waffe ist so schrecklich, dass ein Verbot der Ver-

breitung von Propaganda über die Grenzen der Nationen später auch in den ersten Friedensvertrag an der Ostfront einfließt.

Um Beschränkungen dieser Art schert Lenin sich niemals. Bei dem Plan, an dem er arbeitet, geht es um eine internationale Propagandaoffensive, die an dem Tag ins Werk gesetzt werden soll, an dem die Bolschewiki die Macht übernommen haben. Und sie soll vor allen Dingen in Friedenszeiten angewendet werden, was natürlich gegen jeden diplomatischen Ehrenkodex verstößt.

Nichts Neues unter der Sonne. Verschiedene Arten von Propaganda existieren schon so lange, wie es Menschen gibt. Große Führer haben zu allen Zeiten ihre Fassaden bis zur Unkenntlichkeit verputzt, haben das Bild von sich selbst und ihrer Führung geschönt und weit von der schlichten Wirklichkeit entfernt. Der Propagandahistoriker Oliver Thomson geht so weit, dass er die fünf Bücher Mose im Alten Testament »eine der besten Propagandanummern überhaupt« nennt.⁸

Desinformationskampagnen sind natürlich auch keine moderne Erfindung. Der römische Kaiser Augustus (63 v. Chr. bis 14 n. Chr.) wurde als ein früher Virtuose auf diesem Gebiet bezeichnet. Seine Desinformationskampagne hatte zum Ziel, den Konkurrenten Marcus Antonius zu diskreditieren. Augustus tat das, indem er die Lüge in die Welt setzte, Marcus Antonius wolle die Hauptstadt von Rom nach Alexandria verlegen, wenn er an die Macht käme. Derselbe propagandistisch ausgerichtete Kaiser rekrutierte auch mehrere Dichter, die dafür bezahlt wurden, das Römische Reich und ihn selbst zu glorifizieren. Dazu gehörte der Nationaldichter Vergil, der nach Erkenntlichkeiten des Kaisers das unsterbliche Epos *Aeneis* produzierte.

Doch die Propagandapläne von Lenin spielen in einer anderen Liga, und das deutsche Geld ist nur der Anfang. Er hat schon früh Nutzen daraus gezogen. Seit einiger Zeit gibt es eine kostenlose Ausgabe der bolschewistischen Zeitung *Prawda* (»Wahrheit«),

welche die Deutschen insgeheim bezahlen. Die *Prawda* wird in riesigen Auflagen in den Schützengräben an der Ostfront verteilt, und auf zusätzlichen Flugblättern werden die russischen Soldaten ermahnt, schnell nach Hause zu eilen, ehe die provisorische russische Regierung sich ihres Grund und Bodens bemächtigt. Gegen Ende des Jahres werden die Bolschewiki fünfundsiebzig eigene Zeitungen mit einer Gesamtauflage von rund sechshunderttausend Exemplaren besitzen. Und bald wird der deutsche Außenminister damit angeben, dass diese Zeitungsexplosion ohne deutsche Hilfe niemals hätte stattfinden können.

*

Jetzt ist es immer noch 1917 und Frühling, und die russischen Revolutionäre sind so sehr verspätet, dass sie die Fähre nach Schweden rüber verpassen. Am Morgen des 12. April, einem Donnerstag, kann Lenin ein Telegramm an Fürstenberg in Stockholm absetzen: »Trelleborg, 18 Uhr, heute.« Fürstenberg, der von dem eifrigen Bolschewistenführer schon mit verschiedenen Befehlen bombardiert worden ist, war bereits seit mehreren Tagen vor Ort und hatte jeden Tag nervös die Bahnfähre *Drottning Victoria* abgepasst. Er hat Tränen in den Augen, als Lenin endlich an Land geht. Bevor der Nachtzug Richtung Stockholm abgeht, isst die ganze Gesellschaft im Hotel Savoy in Malmö ein Smörgåsbord, ein schwedisches Buffet.

Im Zug erzählt Fürstenberg, dass ihr wichtiger, aber geheimer Vertreter Alexander Helphand nach Stockholm gereist ist, um die Bolschewiki zu treffen. Lenin wittert Gefahr. Sie haben hart gearbeitet, um alle Spuren der Unterstützung durch die Deutschen zu verwischen. Dennoch ist hie und da Misstrauen aufgekeimt. Schon bei der Abreise. Auf dem Bahnhof in Zürich stimmten Exilrussen und Sympathisanten, darunter Willi Münzenberg, die

Internationale an, hatten dann aber ganz schön zu tun, um laute Buhrufe von antideutschen Sozialisten zu übertönen, die brüllten: »Spione! Deutsche Spione! Schaut euch nur an, wie glücklich sie sind, dass sie auf Kosten des Kaisers nach Hause fahren dürfen!«⁹

Lenin darf auf keinen Fall mit dem deutschen Helphand in Stockholm gesehen werden. Eine solche öffentliche Bestätigung dient der Revolution in keiner Weise.

Jakub Fürstenberg hat einen der Plätze in Lenins Abteil bekommen. Sie sprechen bis in die frühen Morgenstunden. Fürstenberg fleht darum, mit nach Petrograd fahren zu dürfen, doch Lenin bleibt hart. Der Vertraute wird beordert, in Stockholm zu bleiben und die bolschewistische Auslandszentrale aufzubauen. Stockholm soll schließlich Zentrum für die von Lenin geplante internationale Propagandaoffensive werden. »Ich war gezwungen, zu gehorchen«, schreibt ein enttäuschter Fürstenberg später.¹⁰

Gegen zehn Uhr am Freitagmorgen, dem 13. April, fährt der Zug aus Malmö mit Lenin und seiner sozialistischen Reisegesellschaft – insgesamt zweiunddreißig Personen inklusive Kinder – in Stockholm ein.¹¹ Lenin wollte eigentlich, dass die schwedischen Sozialisten, die jetzt auf dem Bahnhof in der Aprilkälte zittern, ihn auch schon in Trelleborg begrüßen sollten, was aber praktisch nicht durchführbar war. Doch nun steht auf dem Bahnsteig unter anderem der Journalist Ture Nerman, Redakteur der neu gestarteten schwedischen Zeitung *Politiken*, einem linkssozialistischen Kampforgan, das die Bolschewiki als ihr eigenes internationales Sprachrohr betrachten.

Im Gewimmel auf dem Bahnhof ist aber, Gott behüte!, auch der deutsche Unterhändler Alexander »Parvus« Helphand zu sehen. Man tut so, als wäre er nicht da, nicht einmal in den Memoiren, die einige der Anwesenden viel später schreiben werden, kommt er vor, doch auf den Fotos vom historischen Tag ist er zu sehen.¹²

Der Redakteur und Reichstagsabgeordnete für die Linken

Fredrik Ström ist auch vor Ort. Er hat im Hotel Regina Zimmer gebucht und Kaffee und Eibrote für die ganze Gesellschaft bestellt. Obwohl die Neuigkeit sich bereits verbreitet hat, behauptet er der Zeitung *Dagens Nyheter* gegenüber, er wisse nicht, welche Russen da nun kommen würden. Ström schreibt auch für die *Politiken*. Er gehört zu dem Kreis, der Mitte Februar mit den Sozialdemokraten und ihrem Vorsitzenden Hjalmar Branting gebrochen hat. Nun sind sie im Begriff, eine neue Partei zu gründen, die zukünftige Vänsterpartiet («Linkspartei») oder Sveriges Socialdemokratiska Vänsterpartiet, wie sie anfänglich hieß. Am linken Rand der schwedischen Politik herrscht ein ziemliches Durcheinander, und der Tumult hat nicht wenig mit Lenin und seinen Bolschewiki zu tun. Lange war Hjalmar Branting einer der selbstverständlichen Untergrundkontakte der russischen Sozialisten in Schweden gewesen, doch der Krieg und Lenins Eskalation hat alles verändert.¹³

Im Herbst 1915 nahm diese Krise ernsthafte Züge an. Branting ärgerte sich darüber, dass die beiden schwedischen Sozialdemokraten Zäta Höglund und Ture Nerman zum Zimmerwald-Treffen gereist waren. Zu der dort aufgestellten Forderung der Leningruppe, dass Arbeiter aller Länder ihre Regierungen stürzen sollten, ging Branting entschieden auf Distanz. Die Richtlinie seiner Partei – gerne Sozialismus, aber auf parlamentarischem Weg – durfte niemals öffentlich infrage gestellt werden.

Reines Diktatorengehabe, fanden die schwedischen Linksozialisten und hielten definitiv nicht still, was Branting dazu bewegte, ein Ultimatum aufzustellen. Im Februar 1917 war die Spaltung Tatsache. Sechzehn schwergewichtige Mitglieder, darunter Ström, Höglund und Nerman, verließen die sozialdemokratische Partei, um eine eigene zu gründen.¹⁴

Die Bolschewiki verachteten Hjalmar Branting genauso sehr wie er sie, und die Russen befeuern nur zu gern die Gegensätze in der

schwedischen Linken. Sie wollen ja Stockholm zu ihrem wichtigsten internationalen Knotenpunkt und zu einem Zentrum für zukünftige Propagandaeinsätze machen.

Doch als die Leningruppe in Stockholm ankommt, sind die Parteiführer der Sozialdemokraten nicht in der Stadt. Verärgert müssen Lenin und seine Mitreisenden hören, dass der »anglophile« Hjalmar Branting vor ihnen nach Petrograd gereist ist, und zwar schon Anfang April auf private Initiative hin. Sie fluchen, denn sicherlich hat er nun Kontakte mit den »Kapitalistenagenten« in der neuen Regierung geknüpft, die zu stürzen Lenin gerade nach Russland eilt.

Es ist ein gestresster Bolschewistenführer, der den Zug verlässt, so gekleidet, wie er ihn bestiegen hat, mit »zerdrücktem Hut, in einem abgetragenen Rock und lächerlich schweren Bergschuhen (er hat sie bis nach Schweden gebracht)«,¹⁵ Unter den Schweden auf dem Bahnsteig macht sich Enttäuschung breit. Sollte der große Lenin ein so kleiner und unansehnlicher Mann sein? »Er gleicht einem Dorfschullehrer aus Småland«, sagt jemand. Doch dann dampft der Russe wie eine Lokomotive durch die Stadt. Lenin hat es eilig, nach Hause zu kommen, »um die Revolution zu retten«, wie er sagt. »Jeder Tag ist kostbar.«¹⁶

Die Pressefotografen machen ein paar legendäre Fotos. Ansonsten lauern die Journalisten vergeblich vorm Hotel auf der Drottninggatan. Die *Politiken* bekommt als einzige Zeitung ein paar Zitate von Lenin. Als die *Social-Demokraten* sich meldet, lautet die Antwort, die Bolschewiki hätten kein Vertrauen »in Hrn. Branting«, der nicht nur Parteivorsitzender der Sozialdemokraten ist, sondern auch der Chefredakteur ihres Parteiorgans.¹⁷

Der Tag der Bolschewiki in Stockholm wird hektisch und verlangt Theaterkünste auf hohem Niveau. Zunächst ist da der Sorgenfall Helphand, der vorsichtig, aber entschieden behandelt werden muss. Den Deutschen öffentlich mit Lenin in Erscheinung treten zu lassen, das käme der Bitte um ein Todesurteil für Landesverrat gleich. Andererseits stehen unter seiner Ägide noch wichtige Verhandlungen mit den Deutschen aus, die am praktischsten im Laufe der Stunden, die den Bolschewiki in Stockholm bleiben, stattfinden sollten. Dabei soll über die neuen deutschen Millionen entschieden werden, die anzubieten Helphand ein Mandat besitzt.

Für Lenin gilt es, schnellstmöglich das Echo der skandierenden Chöre vom Bahnsteig in Zürich zum Schweigen zu bringen. Das verbreitet sich nämlich schnell, und selbst in schwedischen Zeitungen kann man schon Spekulationen darüber finden, dass Lenin ein bezahlter deutscher Agent sei. Das Problem wird mit einem einfachen Ablenkungsmanöver gelöst. Die gutgläubigen schwedischen Linkssozialisten erhalten Order, ein Protokoll zu unterzeichnen, in dem sie beteuern, Lenin habe sich geweigert, Helphand zu treffen, und die Heimreise der Bolschewiki erfolge in absolut keiner Weise in Zusammenarbeit mit Deutschland.

Das ist natürlich nur nach bolschewistischen Regeln eine Wahrheit.

Bleibt noch die heikle Frage nach dem Geld. Hinter den Kulissen fließen bereits Deutsche Mark auf die Konten der Bolschewiki, aber das darf natürlich nach außen nicht erkennbar sein. Lenin bindet die schwedischen Kameraden auch hier in ein Theaterstück ein. Der Bolschewikenführer klagt unter anderem über den Preis der Zugtickets und fragt, ob es eine Möglichkeit gebe, Geld von schwedischen Arbeiterorganisationen zu leihen. Rasch wird unter den Linken im Reichstag eine Sammlung gestartet, die ein paar Hunderter ergibt. Sogar der Vorsitzende der Rech-

ten und amtierende Außenminister Arvid Lindman wirft einen Hunderter in den Hut, »wenn Lenin nur heute wieder abreist«. ¹⁸

Die Methode, unpassende finanzielle Unterstützung mit Sammlungen zu verbrämen – oft viel schwieriger zu durchschauen als in diesem Fall –, wird im Laufe der Jahre zunehmend an Popularität gewinnen.

Die Schweden stehen weiterhin den vorgeblich armen Gesinnungsgenossen aus Russland bei. Als Lenin im Laufe des Tages beim Kaufhaus PUB vorbeigeht, um sich einen Anzug zu kaufen, sind es die schwedischen Kameraden, die bezahlen. Und möglicherweise hat er hier sogar die Schirmmütze erstanden, die schon bald sein Markenzeichen werden sollte.

Mit Schnee vermischter Regen fällt über Stockholm, als die Russen sich gegen Abend wieder zum Hauptbahnhof begeben. Sie werden mit dem Nachtzug weiter nach Haparanda fahren, dem einzig möglichen Grenzübergang Richtung Russland. Als die Abfahrtszeit 18:37 Uhr sich nähert, drängen sich an die hundert Menschen, Schweden und Russen, auf dem Bahnsteig. In den Waggonfenstern der Bolschewiki flattern kleine rote Fähnchen. Jemand stimmt die Internationale an, und schon bald singt die ganze Schar mit »vor Rührung zitternden Lippen«, wenn man einem anwesenden linksgerichteten Journalisten glauben darf. Kurz nach halb sieben am Freitagabend wird ein klingendes Hoch auf die Revolution erbracht, der Zug ruckt an und Lenin verlässt Stockholm. ¹⁹

*

Auf dem Bahnhof bleibt einer der wichtigsten Mitreisenden der Revolutionäre aus Zürich mit seinem Gepäck zurück. Er ist ein wenig zu auffällig, als für ihn gut ist, mit einer breiten Schifferkrause, großen dicken Brillengläsern und nervös lautem Auftre-

ten. Er heißt Karl Radek, ist zweiunddreißig Jahre alt und hat von Lenin den Befehl erhalten, in Stockholm zu bleiben, um die erste Auslandsvertretung der Revolutionäre zu leiten. Diesem Auftrag soll er zusammen mit dem bereits in Stockholm ansässigen Jakob Fürstenberg und einem weiteren vertrauenswürdigen russischen Sozialisten vor Ort nachkommen.²⁰

Radek war es auch, der im Laufe des Tages Helphand von der Bühne gezaubert und im Verborgenen mit ihm über die neuen deutschen Millionen verhandelt hat. In dieser Geschichte ist Karl Radek besonders interessant. Er hat, wie Fürstenberg, eine Vergangenheit in Polen und ist ursprünglich Journalist, was zur Folge hat, dass er fürs Erste als der wichtigste Propagandist im Kreis um Lenin betrachtet wird. Radek ist schnell, witzig und zynisch, ein Phänomen darin, den Blickwinkel von Nachrichten zu verschieben und zu propagandistischen Zwecken missweisende Geschichten in Zeitungen zu platzieren. Seit Lenin ihm vor ein paar Jahren das deutsche Talent vorgestellt hat, fungiert er als eine Art Mentor für Willi Münzenberg. Radek und der nur vier Jahre jüngere Münzenberg werden schnell zu engen Freunden. »Sie hatten das gleiche, stets sprungbereite Temperament, die gleiche Begabung zur Schlagfertigkeit«, notiert Babette Gross, die spätere Lebensgefährtin von Willi Münzenberg.²¹ Radek und Münzenberg werden in Zukunft viel miteinander zu tun haben.

Bei dem Auftrag des Auslandsbüros in Stockholm soll es vor allem um internationale Propaganda gehen. Radek wird mit einem anständigen Budget ausgestattet, um mit der schwedischen Hauptstadt als Basis Lenins Gedanken von einer Weltrevolution international zu verbreiten. Das Problem ist nur, dass Radek keine Aufenthaltsgenehmigung für Schweden besitzt. Im Laufe des Tages hat Lenin den Linksredakteur und Reichstagsabgeordneten Fredrik Ström in sein Zimmer gerufen und ihn gebeten, sich der Angelegenheit anzunehmen. Entgegen aller Erwar-

tung gelingt es Ström sogar, den alles andere als diskreten Radek im Abendgewimmel auf dem Bahnsteig zu verstecken. Er schafft es, den Propagandisten in ein Auto zu schmuggeln, ehe die vor Ort anwesenden Detektive in Zivil der Stockholmer Polizei etwas bemerken.

Das Auto fährt zu Edla Carlssons Pensionat auf der Birger Jarlsgatan 8, wo bereits Jakob Fürstenberg mit seiner Familie wohnt. Die zwei Zimmer der Familie Fürstenberg werden bald in die erste vorübergehende Zentrale der Bolschewiki für Auslandspropaganda verwandelt. Allerdings hätte der Start besser verlaufen können, denn Edla Carlsson, die Besitzerin des Pensionats, schöpft bereits am ersten Tag Verdacht. Wer ist der neue Ausländer, der bei den Fürstenbergs eingezogen ist? Sie schlägt Alarm, und zwei Tage später werden Lenins Propagandisten zum Polizeiverhör abgeholt. Die schwedischen Polizeikommissare erfahren natürlich nichts über die Kontakte der Exilpolen zu Lenin, nichts über ihre enge Verbindung zu dem zwielichtigen Deutschen Helphand und überhaupt nichts über die geplante Propagandazentrale. Gegenüber der schwedischen Polizei sagen Radek und Fürstenberg aus, sie seien Redakteure und nach Stockholm gekommen, um ein Nachrichtenbüro für die Zeitung *Prawda* zu gründen. Unter dem Druck schwedischer Linkssozialisten sind sie bald wieder frei.

Radek und Fürstenberg sollen dann beide auf den Rednerlisten stehen, als die abtrünnigen Sozialdemokraten Mitte Mai auf einem Kongress die neue Vänsterpartiet gründen. Dort wird auch überraschend das PR-Talent Willi Münzenberg erwartet, der nach Lenins Abreise in Zürich zurückgeblieben war.

Die erfolgreiche Reise Lenins und seiner Begleiter durch Deutschland hat Münzenberg den Rücken gestärkt. Jetzt verhandelt er ganz anders mit den deutschen Diplomaten in der Schweiz. Er will die Erlaubnis, sich unter denselben Bedingun-

gen wie die Bolschewiki nach Stockholm begeben zu dürfen. Der deutsche Botschafter in Bern schickt die Anfrage für die Reise durch Deutschland zusammen mit der Information an das Außenministerium weiter, dass »ein zuverlässiger Vertrauter« trotz aller Fragezeichen die Genehmigung empfiehlt, da Münzenberg »für den Frieden arbeiten wird«.

Hinter dem »zuverlässigen Vertrauten« verbirgt sich wieder einmal Alexander Helphand, der diesmal über einen engen Mitarbeiter die Bühne bereitet. Willi Münzenberg erhält seine Genehmigung.²²

*

Es existieren weder das Protokoll noch irgendwelche Notizen von den geheimen Besprechungen, die Lenins zukünftiger Propagandachef Karl Radek mit Alexander Helphand während des Aufenthalts der Bolschewiki in der schwedischen Hauptstadt geführt hat. Dass verhandelt wurde, gilt gleichwohl als belegt. Man kann zudem nicht ausschließen, dass es Radek trotzdem gelang, ein geheimes Treffen zwischen Helphand und Lenin im Hotel Regina zu arrangieren.

Wie auch immer, es wurde jedenfalls erfolgreich verhandelt. Wie in einer Biografie über Alexander Helphand formuliert wird, besaß der Deutsche das Mandat, neue massive finanzielle Unterstützung für die Bolschewiki anzubieten, und Radek das Mandat, diese zu akzeptieren. Und das ist offenbar, was an jenem Tag in Stockholm auch geschieht.

Lenin beharrt weiter darauf, sämtliche derartige Behauptungen als Lügen von sich zu weisen. Deshalb musste viel geschichtswissenschaftliche Mühe aufgewandt werden, um zu beweisen, dass das Geld wirklich ausgezahlt wurde. Bei einem Transfer, der im Detail nachvollzogen werden konnte, wurde Helphands Han-

dels- und Exportfirma in Kopenhagen als Deckmantel benutzt. Die deutschen Gelder wurden von dort an Helphands früheren Kompagnon Fürstenberg in Stockholm weitergeleitet. Fürstenberg seinerseits zahlte das Geld auf der Nya Banken in Stockholm ein – für eine weitere Überführung nach Russland.

Die Wahl der Bank war kein Zufall, denn die Nya Banken ist fünf Jahre zuvor als eine »Arbeiterbank« gegründet worden, und ihr Direktor Olof Aschberg hält mit seinen Sympathien für die russischen Bolschewiki nicht hinterm Berg. Aschberg hat gute Kontakte nach Petrograd und kann Fürstenberg unkompliziert bei dem Transfer behilflich sein. Das Geld landet auf einem Bankkonto in Petrograd, welches Fürstenbergs Cousine, eine Repräsentantin des Lebensmittelkonzerns Nestlé, verwaltet. Diese Kette scheint wasserdicht. Von außen kann die finanzielle Unterstützung seitens der deutschen Regierung wie ein ganz gewöhnliches Auslandsgeschäft aussehen. Aber die Verwandte, die zu dem Netzwerk gehört, das Helphand und Fürstenberg aufgebaut haben, gesteht später, ihrerseits große Beträge auf ein Konto der Bolschewiki in Petrograd überwiesen zu haben.

Der Bankier Olof Aschberg ist Sohn russischer Immigranten. Pikanterweise ist er ein enger Freund des siebzehn Jahre älteren sozialdemokratischen Parteivorsitzenden Hjalmar Branting. Er mietet sogar eine Wohnung in Brantings Haus auf der Norrtullsgatan und geht in der Familie ein und aus. Aschberg hat Branting bei einer Reihe »komplizierter Geschäfte« geholfen und die Renovierung seines Hauses finanziert. Es kommt vor, dass der Parteivorsitzende den Freund und Bankier in Debatten in Schutz nimmt. Politisch steht Aschberg jedoch Hjalmar Brantings radikalerem Sohn näher, dem dreißigjährigen Juristen Georg Branting, der bisher hauptsächlich für seine jugendlichen Erfolge als Fechter berühmt ist.

Es dauert nicht lange, bis der Verdacht in der Presse auf-

keimt, Aschberg habe an der Vermittlung deutschen Geldes an die Gruppe um Lenin mitgewirkt. Der Bankier verneint kategorisch jedes Wissen darum. Nach und nach wird er dennoch zugeben, dass die Nya Banken für Fürstenbergs Transaktionen benutzt worden ist. Aber wie hätte er denn wissen können, dass die Überweisungen nicht für vollkommen legitime Geschäfte gedacht waren?

Als Lenin dann die Macht übernimmt, wird Olof Aschberg mehr als nur ein Statist in den Kulissen werden. Auf dem ersten Parteikongress der schwedischen Linkssozialisten im Mai 1917 begegnet Aschberg auch zum ersten Mal dem zwölf Jahre jüngeren Willi Münzenberg. Die kommenden Jahrzehnte werden sie einander nahebringen. Auch Hjalmar Brantings Sohn Georg wird mit der Zeit in das Münzenberg'sche Theater hineingezogen werden.

*

Wladimir Lenin und seine Bolschewiki zuckeln derweil mit dem Zug Richtung Haparanda durch Schweden. Ohne dass sie davon wissen, wird ihnen während der Nacht irgendwo mitten in Norrland der Zug entgegenkommen, der Hjalmar Branting aus Russland wieder nach Hause nach Stockholm bringt.

Branting liest in einer Neuausgabe der Briefe von Gustav Wasa und ist erfüllt und inspiriert von allem, was er in Petrograd gesehen hat. Von den Ministern in der provisorischen Regierung, also von denen, die Lenin als Kapitalistenlakaien verachtet, ist er herzlich empfangen worden. Für Branting sind sie eher reformistische russische Sozialisten, Menschewiki – Russlands starke sozialdemokratische Hoffnung. Lenin und seine Bolschewiki stellen für den schwedischen Parteiführer eine wenig erfolgreiche, zu Gewalt neigende Nebenerscheinung dar.

Wieder in Stockholm angekommen, sammelt sich Hjalmar Branting für einen größeren Vortrag über seine Erlebnisse in Petrograd. Der Vinterpalatsen (Winterpalast) am Norra Bantorget – ein anlässlich der Olympischen Sommerspiele 1912 in einem ehemaligen Gaskessel eingerichteter Kino- und Konzertsaal mit immerhin circa tausendsiebenhundert Plätzen – ist schnell ausverkauft. Branting erzählt von den Gesprächen, die er in Russland hatte, und manchmal lässt er sich von Gefühlen hinreißen: »Der Gesamteindruck ist überwältigend. Man ist froh darüber, in dieser großen Zeit leben und sie erleben zu dürfen [...] Eine neue Zeit für Russland ist gekommen, für die Welt. Und hoffentlich mögen auch wir in unserem Land kräftige Nachwirkungen von dem neuen Licht im Osten erfahren«, sagt der Parteivorsitzende laut der Zeitung *Social-Demokraten*.

Doch Hjalmar Branting hat auch etwas gesehen, was ihm Sorgen macht. Er hegt Misstrauen, und dabei geht es um Lenin und seine Bolschewiki. Branting sollte der erste linksgerichtete Parteivorsitzende im Westen sein, der Verdacht schöpft, und seine Worte dazu versetzen Lenins geheime Propagandisten im Pensionat Edla Carlsson in Panik. Sofort verfassen sie einen flammenden Protest. Branting äußert seinen Verdacht lediglich in zwei kurzen und diskret eingeschobenen Sätzen in der ansonsten langen Rede. Radek und Fürstenberg nennen dies dennoch »einen Angriff, den unsere Partei natürlich nicht unbeantwortet lassen kann«. Sie verlangen eine unmittelbare Richtigstellung in Brantings Zeitung *Social-Demokraten* und schließen mit den Worten: »Wenn wir vor dem heutigen Abend keine Antwort auf unsere Forderung erhalten, dann sehen wir uns gezwungen, öffentlich die Maßnahmen zu ergreifen, welche die Ehre unserer Partei verlangt.«

Bei Brantings Verdacht geht es um das Geld der Bolschewiki und um die Zeitung *Prawda*. Nicht genug damit, dass die *Prawda*

eine Reihe Interviews mit ihm publiziert hat, die nie stattgefunden haben. Es sei, so Branting, doch auch etwas seltsam, dass diese Zeitung plötzlich überall zugegen sei, obwohl die Bolschewiki selbst so wenige sind und so bettelarm. Und dann sagt Branting die zwei Sätze, welche die Propagandisten im Pensionat rot sehen lassen:

»Die *Prawda* wird in Hunderttausenden Exemplaren an der Front verteilt.

Und man fragt sich manchmal, wer das eigentlich bezahlt.«²³

Paris und London, Mai 2021

»Und man fragt sich manchmal,
wer das eigentlich bezahlt.«

(HJALMAR BRANTING)

Sami Ouladitto ist ein junger französischer Komiker und Influencer. Im Mai 2021 hatte sein YouTube-Kanal fast eine halbe Million Follower. Sicherlich bekam er deshalb eines Donnerstags Ende des Monats eine Mail von einer PR-Agentur namens Fazze, die angeblich in London ansässig war. Die Mail enthielt ein verlockendes Angebot. Der Influencer wurde aufgefordert, einen Youtube-Clip einzuspielen, in dem er angeblich geleakte skandalöse Zahlen über den Covid-19-Impfstoff des Pharmakonzerns Pfizer veröffentlichen sollte. Dabei ging es um Todeszahlen, die, so behauptete die PR-Agentur, von den etablierten Medien unterdrückt würden.

Ouladitto las und war entsetzt. Das Büro bot ihm für die Mühe tausendachthundert Euro an, doch mit einer Bedingung: Es durfte aus dem Clip nicht hervorgehen, dass er gesponsert worden war. Stattdessen sollte der Komiker den Eindruck vermitteln, in dieser Frage stark persönlich engagiert zu sein – soweit jedenfalls der Hinweis der Agentur in der Mail.

Offensichtlich verfügte Fazze über ein scheinbar grenzenloses Budget für diese Kampagne, wer jedoch für das Fest eigentlich bezahlte, konnte Ouladitto nicht herausbekommen. Der Kunde wollte »anonym bleiben«.

Detaillierte Instruktionen kamen in Stichworten. Der Komi-

ker sollten seinen Followern vermitteln, dass ein geheimer Bericht über die Todeszahlen des Impfstoffs geleakt worden sei. Der Mail war ein Link zu einem ein paar Monate alten Artikel in *Le Monde* beigefügt, der die Geschichte mit dem Leak zu bekräftigen schien. *Le Monde* hatte da berichtet, dass die Europäische Arzneimittel-Agentur (EMA) einem Hackerangriff ausgesetzt gewesen sei. Eine Reihe von Dokumenten aus der Akte von Pfizer/BioNTech seien daraufhin im Darknet verbreitet worden. Einige der Dokumente wurden angeblich im Nachhinein manipuliert, andere nicht.

Sami Ouladitto bekam nun eine Tabelle zugeschickt, die beim ersten Hinsehen exakt so aussah wie das Original des Leaks. Das Design der Tabelle kam auch tatsächlich ursprünglich aus der Pfizer-Akte bei der EMA, war aber hübsch umgearbeitet und mit erfundenen, schockierenden Zahlen versehen, die nun auf allen Kanälen verbreitet werden sollten. Mit fetten Buchstaben unterstrich die PR-Agentur ihre Hauptbotschaft, soll heißen, die Desinformation: Die Todeszahlen unter den Menschen, die den Pfizer/BioNTech-Impfstoff erhalten hatten, lägen dreimal höher als die unter den mit dem (damals stärker infrage gestellten) Wirkstoff des Pharmazie-Unternehmens AstraZeneca Geimpften.

»Sag, dass die Mainstream-Medien das Thema unter den Teppich kehren und dass du deine Follower darüber informieren willst«, stand auf Englisch in der Mail. »Ermuntere deine Anhänger, ihre eigenen Schlüsse zu ziehen, damit sie sich und ihre Liebsten schützen können.«

Eine Reihe fertig geschriebener Hashtags wurde auch beigegeben – #corona, #covid19, #vaccines, #vaccine, #pfizer – sowie eine Frage, die man stellen sollte, und die wie die ganze Mail in etwas verschwommenem Englisch formuliert war: »Warum kaufen gewisse Regierungen den Impfstoff von Pfizer, wo der doch für die Gesundheit der Menschen gefährlich ist?«

Ein schockierter Ouladitto postete eine Warnung auf Twitter: »Diese Menschen (ich weiß nicht, wer dahintersteckt) bezahlen also Influencer/Künstler, um Propaganda und Desinformation zu verbreiten«, schrieb er.

Sami Ouladitto war nicht allein. Mehrere französische und deutsche Influencer hatten dasselbe lukrative anonyme Angebot erhalten und twitterten jetzt ihre Empörung. »Wenn ihr solche Filme seht, dann wisst ihr, dass es sich um eine Operation handelt«, warnte zum Beispiel ein französischer populärwissenschaftlicher Influencer und YouTuber mit 1,2 Millionen Followern.

Alle fragten sich: Wer bezahlt das?

Große französische Medien griffen ein. *Le Monde* berichtete, dass eine PR-Agentur namens Fazze in Großbritannien nicht registriert war. Auf der angegebenen Adresse dazu gab es hundert-siebenundsiebzig Unternehmen, doch kein Büro von Fazze. Andere Medien recherchierten weiter. Es stellte sich heraus, dass ein anderes Fazze tatsächlich existierte: Fazze lautete der Name einer »influencer marketing platform«, die zu einer Holding gehörte, die ihrerseits von einem Russen namens Wladimir Bajkin gegründet worden war.

Die Recherchen zeitigten sofortige Wirkung. Am selben Tag, als *Le Monde* ihren Artikel publizierte, verschwanden mehrere LinkedIn-Konten von Angestellten bei Fazze. Niemand antwortete auf der angegebenen Telefonnummer, und die E-Mail-Adressen, die bei dem Versand benutzt worden waren, wurden auf eine Seite auf V-Kontakte umdirigiert, dem russischen Gegenstück zu Facebook.

Langsam wurde die Sache unbehaglich. AstraZeneca, der erwähnte Konkurrent, dementierte vehement jede Beteiligung. Als jemand auf die Ähnlichkeit zwischen der Influencer-Kampagne und der Markteinführung für den russischen Impfstoff Sput-

nik V hinwies, lag der Schluss auf der Hand. In dem französischen Bericht hieß es, alles würde auf eine russische Beeinflussungskampagne hinweisen, obwohl dies mit letzter Gewissheit nicht nachgewiesen werden konnte.

Gleichzeitig war auch nicht auszuschließen, dass derjenige, der hier die Fäden hielt, ein anderer Akteur mit viel Geld war. Vielleicht jemand, der wollte, dass es so aussehen würde wie eine russische Beeinflussungskampagne? Ein anderer Konkurrent? Ein anderes Land?

Die Kernfrage blieb dieselbe: Wer bezahlte das eigentlich?

»Es wird niemals irgendjemand herausfinden, was wirklich passiert ist«, prophezeite ein Experte für Desinformationskampagnen im französischen Radiosender Europa I. »Wir können raten und Vermutungen anstellen, doch am Ende gestaltet es sich extrem kompliziert, den Ursprung des Angriffs wirklich zu lokalisieren.«²⁴

Kapitel 2

DAS GELD

Während der ersten beiden Jahre des Revolutionsrausches hat Willi Münzenberg Probleme, und deswegen verschwindet er eine Weile aus dem Bild, obwohl zunächst alles rosiger denn je aussieht. Es gelingt ihm zum Beispiel im Mai 1917, nach Stockholm zu kommen, und er findet den Weg zum Victoriasaal auf der Tunnelgatan, wo die neu gegründete Sveriges Socialdemokratiska Vänsterpartiet (Schwedische Sozialdemokratische Linkspartei) ihren ersten Kongress abhält. Willi Münzenberg ist jung. Die zweihundertdreißig Zuhörer im Victoriasaal sind auch hauptsächlich jung und wissen schon von früher her, dass der Deutsche ein Publikum begeistern kann. Natürlich steht er auf der Rednerliste und darf ebenso wie Lenins Stockholm-Propagandisten Karl Radek und Jakub Fürstenberg von Fanfaren und »einem großen Krawall« begleitet vor die jubelnden schwedischen Linkssozialisten treten.¹

Hier, im Gewimmel des Kongresses, begegnet Münzenberg zum ersten Mal dem schwedischen Bankier Olof Aschberg. Offensichtlich finden die beiden Gefallen aneinander, denn sie werden immer wieder während Münzenbergs ganzem Leben Kontakt halten, zeitweilig auch als richtig enge Freunde.

Als der Kongress in Stockholm beendet ist, kehrt Münzenberg

in die Schweiz zurück. Er möchte sich darauf konzentrieren, sein internationales jungsozialistisches Netzwerk zu pflegen, das inzwischen sowohl ein Sekretariat als auch eine Zeitung besitzt. Leider gehören zu der Arbeit auch regelmäßige Krawalle, und am Ende des Jahres, als Lenin allmählich seinen Staatsstreich ausgeführt hat, wird Willi Münzenberg bei einem gewaltsamen Zusammenstoß mit der Polizei in Zürich festgenommen. In den kommenden zwei Jahren wird er immer wieder ins Gefängnis hinein- und hinauswandern. Um ehrlich zu sein, sitzt er die meiste Zeit hinter Gittern.

*

Lenins Rückkehr nach Petrograd wird kein unmittelbarer Triumph. Die Spionagevorwürfe, von denen die Heimreise der Bolschewiki begleitet war, nehmen nach einem missglückten Staatsstreich im Laufe des Sommers neue Fahrt auf, und Lenin sieht sich gezwungen, mit seinen Nächsten für ein paar Monate unterzutauchen. Erst Anfang November 1917 kehrt der polizeilich gesuchte Bolschewistenführer heimlich nach Petrograd zurück, diesmal als Pensionär mit silbergrauer Perücke verkleidet. Während des Revolutionsabends des 2. November (laut der damaligen russischen Zeitrechnung 25. Oktober) muss Lenin sich damit abfinden, das letzte nervenaufreibende Tauziehen um den Winterpalast aus der Entfernung zu verfolgen. Fünf Kilometer entfernt in dem Hauptquartier versteckt, das die Bolschewiki sich kürzlich eingerichtet haben, befindet er sich im Zustand der Auflösung. Die Stimmung in Petrograd ist zunehmend aufgeheizt. Die Bolschewiki stellen der provisorischen Regierung ein Ultimatum, doch die Minister bleiben ganz ruhig in den Salons im Winterpalast sitzen und speisen Borschtsch. Die Revolution zieht sich hin.

In Stockholm treffen sich die schwedischen Linksozialisten und die russischen Bolschewiki an jenem Abend in einem Café. Die Auslandsvertreter der Bolschewiki sind angespannt und nervös. Karl Radek läuft immer wieder zum Telefon, um die neuesten Nachrichten zu erhalten, und niemand will sich schlafen legen. Erst gegen zwei Uhr morgens erreicht sie die für sie frohe Botschaft: Die Bolschewiki haben den Winterpalast übernommen. Die Minister der provisorischen Regierung sind unter verhältnismäßig ruhigen Umständen festgenommen worden, und die Rote Garde feiert nun mit den Schätzen aus dem alten Weinkeller von Nikolaus II. Der abgedankte Zar befindet sich seit einigen Monaten mit seiner Familie in Gefangenschaft im Ural und hat nur noch ein halbes Jahr zu leben.

Welche Schweden den Revolutionsabend mit den Exilrussen im Stockholmer Café verbringen, ist nicht bekannt. Die Russin mit Namen Angelica Balabanowa, die dies aus der Erinnerung niedergeschrieben hat, behandelt sie alle wie einen. Doch war sie sowohl mit Fredrik Ström als auch mit Zäta Höglund eng befreundet, und so dürfen wir annehmen, dass die beiden dabei waren.

Angelica Balabanowa ist eine solide russische Marxistin mittleren Alters, die viele Jahre in Italien verbracht hat. Jetzt ist sie genau wie Radek und Fürstenberg vom Revolutionär Lenin nach Stockholm kommandiert worden. Eigentlich zählt sie nicht wie die beiden Kollegen zum »Auslandsbüro« der Bolschewiki, doch sie arbeiten eng zusammen. Balabanowas formelle Position lautet Sekretärin der internationalen Bewegung der Zimmerwalder Linken, die nun auch ihre Basis nach Stockholm verlegt hat.

Nach einigen Monaten in der Stadt beginnt Angelica Balabanowa die skrupellosen Arbeitsmethoden des Kollegen Karl Radek zu verabscheuen. Unter den schwedischen Linksozialisten hingegen ist er vielen eng verbunden, doch auch Willi Mün-

zenberg, mit dem Balabanowa während seiner Gefängnisaufenthalte Kontakt hält, gehört zu seinem Freundeskreis.

Unter ihren Stockholmer Bekannten ist der Eifer groß. Nur einige Wochen nach der Revolution reisen die ersten schwedischen Linksozialisten nach Petrograd und beziehen das Hotel L'Europe. Hinterher sollte sich Zäta Höglund an die beißende Kälte erinnern und wie er Zeitungen unter die Weste geschoben hat und trotzdem wie ein Hund fror. Er wird sich erinnern, wie Lenin sie schon am ersten Tag in den widerhallenden Sälen des Smolny-Palastes empfing, und wie er dafür sorgte, dass das Papier, welches die schwedischen Sozialisten bei sich hatten, in der *Prawda* veröffentlicht wurde. Vor Ort zeichnet Zäta Höglund ein rasches Porträt Lenins in sein Tagebuch: »Lenin untersetzt, ein großer Kopf, jetzt fast kahl, brauner, kurzer Kinnbart und braune Koteletten, flackernder Blick, ein ständiges sarkastisches Lachen.«²

Der Bankier Olof Aschberg ist mindestens ebenso begeistert, und er reist Anfang Dezember in Höglunds Gesellschaft mit. Er ist gut vorbereitet. Nach dem Revolutionsabend hat er es geschafft, gleich ein neues »Fonds- und Handelsunternehmen« für die Geschäftsmöglichkeiten zu gründen, die sich vielleicht eröffnen. Das hat er zusammen mit Georg Branting getan, dessen Nachbar er ist, den er gut kennt und der ebenso wie Aschberg, aber im Unterschied zu Brantings Vaters, für die Leninisten brennt.

Das schwedische Wirtschaftsunternehmen zieht an die Adresse, wo Georg Branting seine Rechtsanwaltskanzlei hat. Die Idee ist, dass dieses Unternehmen in Olof Aschbergs internationalen Geschäftstransaktionen die Aufgaben der Nya Banken übernehmen soll. Der alte Name der Bank ist beschädigt, denn es ist durchgesickert, dass sie deutsches Geld an die russischen Revolutionäre geschleust hat. Sehr richtig landet die Nya Banken

auch bald auf der schwarzen Liste der Alliierten. Aschberg ist gezwungen, sein Herzensprojekt fallenzulassen und sich zur Fortführung seiner Geschäfte auf ein Land zu konzentrieren, wo er immer noch mehr als willkommen ist: Russland.³

Aschberg ist gerade vierzig Jahre alt geworden. Er beginnt, rundlicher zu werden, und der dunkle Haaransatz kriecht allmählich nach oben. In den Zeitungen sind die Geburtstagsanzeigen von aufrichtigen, liebevollen Einschätzungen geprägt. Der Bankier wird als warmherzig und großzügig beschrieben, als ein sozialer und populärer Mensch. Seine »vielen Freunde« und seine »persönliche Liebenswürdigkeit« werden besonders erwähnt und erhalten fast dasselbe Gewicht wie sein scharfer und »vorausschauender« Geschäftsblick.⁴ Georg Branting hingegen wirkt bedeutend reservierter. Er ist zehn Jahre jünger, hat aber bereits in der schwedischen Presse Eindruck damit gemacht, dass er Sozialisten und Kommunisten in schwierigen Gerichtsverfahren verteidigt hat.

Es heißt, es würde Georg Branting quälen, im Schatten seines dominanten und erfolgreichen Vaters zu stehen. Ist er vielleicht deshalb in diesen ersten Jahren eher im Hintergrund zu sehen?

Aschberg, dessen Familie russischer Herkunft ist, verbirgt seine politischen Sympathien für die Leningruppe nicht. Aber vor allem ist er Geschäftsmann und hat sowohl dem Zaren als auch der blassen provisorischen Regierung Kredite vermittelt und gute Geschäfte mit ihnen gemacht. Das wird ihm jedoch nicht angekreidet. Die russischen Verbindungen, die er jetzt aufarbeitet, werden ihm eine einzigartige Position in der innersten Machtsphäre der neuen Sowjetunion verschaffen. Und in Lenins Staatsgebäude gibt es nichts, was nicht Politik ist.

Der Bankier scheut vor der Politik auch nicht zurück. Im Laufe des Herbstes haben Olof Aschberg und Georg Branting zusammen einen Aufruf für einen möglichen sozialistischen Friedens-

kongress in Stockholm verfasst, in dem es um nichts Geringeres als eine neue Weltordnung geht. Aschberg und Branting schlagen vor, ein sozialistisches provisorisches Weltparlament einzurichten, um den Frieden zu sichern. »Die Regierungen, die sich der Souveränität der versammelten Volksvertreter nicht unterwerfen, sind Anarchisten und Widerständler einer notwendigen Reorganisation. Sie sollten durch die Revolution vom Volk, das ihre Inkompetenz erkennt, weggefeigt werden«, enden Aschberg und Branting.⁵

Dieser letzte Satz klang im Herbst 1917 nicht im Entferntesten so umstürzlerisch, wie er heute vielleicht erscheint. Das Europa des Ersten Weltkrieges war ja immer noch mehr von unterdrückten Völkern in monarchistischen Diktaturen geprägt als von aufkeimenden Demokratien. Die Sehnsucht danach, möglichst bald die Wirklichkeit zu verändern, ist weit verbreitet und macht sich weit über die engen Sozialistenkreise hinaus bemerkbar. Der Ton und die Wahl des Wortes »Revolution« aber verraten doch einiges über die innere Glut der beiden Unternehmer.

Nach der erfolgreichen russischen Revolution ruft Lenin nun die Kameraden vom Auslandsbüro in Stockholm heim. Als Zäta Höglund und Olof Aschberg Anfang Dezember ankommen, sind Karl Radek und Jakub Fürstenberg bereits in Petrograd vor Ort. Über Radeks weiteres Schicksal herrscht zunächst eine gewisse Verwirrung, doch bald wird er zum Chef des internationalen Propagandabüros im Volkskommissariat für Äußere Angelegenheiten ernannt. Fürstenberg, in Russland unter seinem anderen Namen Hanecki bekannt, wird Vorsitzender der russischen Reichsbank und damit der Verwalter von Europas größten Goldreserven.

Der eine kümmert sich um die Weltpropaganda, der andere ums Geld.

Und Alexander »Parvus« Helphand? Was ist mit dem heimli-

chen deutschen Konspirateur und Unterhändler passiert, der so hart hinter den Kulissen gearbeitet und die Bühne für die Machtübernahme der Bolschewiki bereitet hat? Wer die Denkweise Lenins begriffen hat, für den ist das eine einfache Gleichung: Helphand ist der Revolution nicht länger von Nutzen. Nach dem letzten deutschen Transfer im November braucht Lenin sein Geld nicht mehr, denn jetzt wird der Strom in die andere Richtung fließen. Nun werden die Bolschewiki nicht mehr versuchen, mehr Kapital ins Land zu schmuggeln, sondern in geradezu industriellem Ausmaß die Reichtümer des zaristischen Russlands aus dem Land schleusen.

*

Das Russland, über das Lenin die Macht übernommen hat, besitzt nicht nur die größten Goldreserven Europas. Da gibt es auch reiche Mineral- und Ölvorkommen, und noch mehr als das. In seinem Buch *History's Greatest Heist, The Looting of Russia by the Bolsheviks* beschreibt der amerikanische Historiker Sean McMeekin Russland 1917 als ein Casino für den globalen Kapitalismus, einen verletzlichen Wirtschaftskoloss, der durch ausländische Investitionen aufgepumpt worden ist. Und da hat er noch nicht einmal die Kronjuwelen und sämtliche anderen Reichtümer der Zarenfamilie mit ihren Palästen einbezogen, ganz zu schweigen vom Vermögen anderer reicher Russen, ihren privaten Bankfächern voller Gold, Platin, Silber, Perlen, Edelsteinen und ausländischer Valuta.

Die Geschichte davon, was passiert, als sich alles wendet, ist fast ebenso unfassbar wie die Reichtümer.

Allerdings sind nicht alle neuen Dekrete der Bolschewiki für diese Geschichte relevant. Manche der heiklen Details können eigentlich vernachlässigt werden, so zum Beispiel die Informa-

